

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Maria Matray, Answald Krüger
Die Liaison

Roman einer europäischen Tragödie

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

L

Wien, Oktober 1895. Das Mittagessen verlief mit derselben tödlichen Langeweile wie immer.

Philipp, seine Mutter und ich saßen um den Tisch, der bequem dreißig Personen Platz bietet. Das sicherte jedem die kühle Distanz zum Nachbarn, die unseren Beziehungen trefflich entspricht.

Die Lakaien servierten mit lautloser Perfektion. Ich schreckte jedes Mal zusammen, wenn plötzlich wie aus dem Nichts eine silberne Schüssel an meiner Linken auftauchte.

Ich hasse diesen düsteren prunkvollen Speisesaal, hasse die Portraits der arrogant dreinblickenden königlichen Verwandten mit ihren langen spitzen Coburger Nasen.

Bei Tisch wird nie ein Wort gesprochen. Die alte Prinzessin Clementine ist schwerhörig. So laut zu schreien, daß sie uns versteht, verstieß gegen die Regeln des Anstands. Eine Unterhaltung zwischen Philipp und mir unter Ausschluß meiner Schwiegermutter wäre ebenso unpassend. Außerdem haben wir uns nichts zu sagen.

Ich blickte also wie immer schweigend auf meinen Teller. Als die Prinzessin die Tafel aufhob, küßte ich ihr die Hand und wartete geduldig, bis sie den Raum verlassen hatte. Wie es sich in Gegenwart der Dienstboten gehört, wünschte ich Philipp nun eine ‚Gesegnete Mahlzeit‘ und ging rasch in meine Zimmer.

Antonia zog mir Kleid und Schuhe aus, lockerte das Korsett und bettete mich auf das Recamier.

Ich betrachtete zum hunderttausendsten Mal die Stuckatur an der Decke, folgte den endlosen Schlangenlinien, die sie beschrieb, und schlief schließlich ein.

Als ich aufwachte, verspürte ich eine leichte Migräne. Aus irgendeinem Grund, ich weiß nicht aus welchem, wählte ich das grüne Samtkostüm, das mir besonders gut steht. Dazu den entzückenden kleinen Filzhut mit Pleureusen, von dem Philipp behauptet, ich sähe darin wie ein Zirkuspfers aus. Was nur beweist, daß er einen miserablen Geschmack hat.

Die Fugger ließ fragen, ob wir Dora und die Gouvernante mitnehmen würden. Ich sagte nein.

Dora ist reizend und nett, und ich habe sie von Herzen lieb, aber sie ist erschreckend kindlich für ihre vierzehn Jahre. Ihr Geplapper geht mir oft entsetzlich auf die Nerven und noch mehr die pädagogischen Auslassungen von Mademoiselle de Rouvignard. Wenn die Rouvignard Dora Vorhaltungen macht, habe ich stets das Gefühl, sie meint im Grunde mich. Ich werde sie demnächst entlassen. Oder besser noch, ich werde den Kammervorsteher bitten, sie zu entlassen und für Ersatz zu sorgen. Vielleicht findet er eine Erzieherin, die manchmal auch lachen kann. Aber selbst wenn er sie fände, würde ihr das Lachen hinter den Mauern des Palais Coburg bald vergehen. Ist sie hübsch, wird Philipp sie verführen. Das wäre mir zwar vollkommen gleichgültig, aber seine Mutter würde es sofort rausbekommen, obwohl sie so taub ist, daß sie kein Wort versteht, und so schlecht sieht, daß sie nicht mehr lesen kann. Ich weiß nicht, ob die Gebrechen ihre Instinkte geschärft haben oder ob die alte Prinzessin einen privaten Spionagedienst unter den Bedienten eingerichtet hat. Jedenfalls passiert in diesem Haus nichts, was sie nicht weiß. Also würde die hübsche lachende Gouvernante, die wir nicht haben, bald durch eine zweite Mademoiselle de Rouvignard ersetzt werden. Deshalb kann ich genausogut das Original behalten. Nur will ich sie nicht in den Prater mitnehmen.

Der Kutscher hatte die Apfelschimmel eingespannt, die Sonne war hinter den Wolken vorgekommen, ich lehnte mich in den Fond der Equipage zurück, die Migräne war vergessen.

Der Herbst ist oft melancholisch, und ich kann ihn nicht leiden.

Aber es war ein heiterer Tag geworden, die Blätter lagen wie ein goldbrauner Teppich auf der Fahrbahn.

Wir überholten die Kutsche der Erzherzogin Elisabeth Amalie. Als unsere Wagen einige Sekunden nebeneinander herrollten und wir uns zunickten, warf die Erzherzogin einen Blick auf meine Pleureusen und erblaßte.

In Wien sind Pleureusen überhaupt noch nicht zu bekommen. Da ich meine Hüte in Paris machen lasse, bin ich der hiesigen Mode natürlich voraus. Das schien die Arme sehr zu kränken.

Viele Freunde und Bekannte waren unterwegs. Graf Carvajal kutscherte sein neues Gig, das er sich in England hatte bauen lassen. Ein elegantes, sportliches Gefährt.

Als wir in die Hauptallee einbogen, bemerkte ich, daß die Spaziergänger stehenblieben und neugierig nach dem Reitweg hinübersahen.

Dort stand, völlig unbeweglich, ein störrischer Rappe mit einem Ulanenleutnant im Sattel. Das Pferd verweigerte den Gehorsam und blockierte die Passage für die anderen Reiter.

Der Leutnant gab ihm hart Peitsche und Sporen, der Rappe stieg ein paar Mal, bohrte aber dann eigensinnig die Hufe in den Sand und rührte sich nicht von der Stelle. Es schien ein junges, feuriges Tier zu sein, das zugeritten wurde. Plötzlich entschloß es sich zu einem Überraschungsmanöver, stieg wieder, galoppierte dann auf die Fußgänger los, die erschreckt auseinanderstoben, raste weiter auf den Fahrweg und nahm geradewegs Kurs auf unsere Equipage.

Der Kutscher brachte geistesgegenwärtig die Apfelschimmel zum Stehen, die Gräfin Fugger schrie vor Angst, und ich genoß das Schauspiel. Wenige Meter vor unserem Wagen gelang es dem Leutnant, das Pferd in die Gewalt zu bekommen.

Ich sah ihn mir an, diesen Leutnant. Er war jung, schlank, Schweißperlen standen ihm auf der Stirn. Als ob er damit das störrische Tier bezwingen könnte, biß er die Zähne so hart aufeinander, daß die Haut über den Backenknochen schneeweiß aussah. Er warf mir einen schnellen, prüfenden Blick zu, und ich dachte, wenn ich ihn jetzt auslache, bringt er mich um. Er könnte das Stigma der Lächerlichkeit nie verwenden.

Nun ließ mein Kutscher die Schimmel laufen und fuhr im Halbkreis um den Rappen herum, der sich mitten auf dem Fahrweg wieder in ein regloses Standbild verwandelt hatte. Nach etwa hundert Metern befahl ich anzuhalten. Ich wollte sehen, wie der Kampf zwischen Reiter und Rappen ausgehen würde.

Der Leutnant lockerte die Zügel. Mit einem Mal schien das Pferd der eigenen Bosheit müde. Gehorsam machte es kehrt und trabte zwischen den Kutschen hindurch an uns vorbei. Ein unterdrücktes Siegerlächeln war auf dem Gesicht des Leutnants zu sehen. Er schielte kurz zu mir herüber und verschwand dann auf dem Reitweg.

Drei Wochen lang war ich jeden Tag im Prater, und immer habe ich den unbekanntenen Leutnant gesehen. Manchmal ritt ich, manchmal fuhr ich in der Equipage, manchmal kutschte ich selbst. Manchmal nahm ich sogar Dora und ihre Gouvernante mit. Der Prater ist zwar sehr groß, trotzdem trafen wir uns immer wieder. Der Rappe hat inzwischen Fortschritte gemacht. Er verursachte keine Aufläufe mehr, gehorcht und blamiert seinen Reiter nicht.

Während der ersten Woche warf mir der Leutnant nur verstohlene Blicke zu, von denen er zu glauben schien, daß ich sie nicht bemerkte. Als er dann feststellte, daß ich ihm freundlich zulächelte, salutierte er jedesmal, wenn er vorbeiritt.

Heute abend gingen wir in die Oper, Philipp, seine Mutter, Leopold und ich. Leopold ist für eine Woche von der Kadettenschule beurlaubt. Er sieht arrogant und erwachsen aus. Niemand würde mir einen so großen Sohn zutrauen.

Als Baby war er mein erklärter Liebling, mein kleines Spielzeug. Obwohl es sich nach Philipps Meinung ganz und gar nicht schickte, hielt ich mich stundenlang im Kinderzimmer auf und spielte mit ihm, zum Ärger der Amme und des Kindermädchens. Drei Jahre später war ich wieder in anderen Umständen, Dora kam zur Welt,

und ehe ich mich versah, hatte ich Leopold verloren. Sein Vater hatte ihn in Beschlag genommen. Das bedeutet nicht etwa, daß er sich persönlich seiner annahm! So weit ging Philipps Interesse nicht, dazu war er zu bequem. Aber er sorgte dafür, daß der Stammhalter «männlich» erzogen wurde und nicht länger meinen «weiblichen Einflüssen» ausgesetzt war. Philipp bestimmte seine Erzieher, sorgte für einen Platz in der Kadettenschule und für die zukünftige Position im Regiment.

Irgendwann, sehr früh in Leopolds Leben, gelang es Philipp, ihn gegen mich einzunehmen. Ich weiß nicht genau, wann es geschah, noch was er ihm sagte, oder was er gegen mich ins Feld führte. Sicher ist aber, daß Leopold sich bewußt und betont von mir abwandte und daß Philipp keinen Finger rührte, um es zu verhindern.

Plötzlich hatte ich in meinem eigenen Kind einen kleinen Feind. Ich machte verschiedene Versuche, die Entfremdung zu durchbrechen, doch ich begegnete der geschlossenen Front von Vater und Sohn. Ich sagte mir, daß nur Philipp die Schuld traf, trotzdem nahm ich es Leopold übel, daß er so leicht zu beeinflussen war.

Seit dieser Zeit fällt es mir schwer, meinen Sohn aufrichtig zu lieben. Aber er braucht weder mich noch meine Liebe. Vater und Großmutter vergöttern ihn. Alle Betisen und Frechheiten werden ihm verziehen, als charmante kleine Unarten ausgelegt. Er wird auf ein Piedestal gestellt, ist ein Halbgott, nein, ein Gott. Mit nur einem einzigen Makel behaftet: Ich bin seine Mutter. Damit muß er allerdings leben.

Die Melba gastierte als Norma. Da Philipp sich einbildet, musikalisch zu sein, und es außerdem hieß, Kaiser Franz Joseph würde die Oper besuchen, wurde eine Loge bestellt.

Ich genoß die Vorstellung, bewunderte die phantastischen Koloraturen der Australierin, von der man sagt, daß sie Wilhelm II. ausnehmend gut gefalle, und hatte für nichts anderes Augen.

Plötzlich zischte Philipp mir ins Ohr: «Wer ist der Kerl, der dich so unverschämt anstarrt?» Er deutete ins Parkett.

Dort saß mein Leutnant, würdigte die göttliche Melba keines Blickes und sah unverwandt zu mir herauf. Es war nichts Unverschämtes in seinem Blick, nur Bewunderung.

«Ich habe keine Ahnung. Ich sehe den Menschen zum ersten Mal im Leben!» sagte ich. Ich mußte meinen Reiter aus dem Prater verleugnen. Sonst hätte es wieder eine von Philipps unerträglichen Szenen gegeben. Und danach war mir nicht zumute. Aber es machte mir großen Spaß, den kleinen Leutnant in der Oper wiederzusehen.

Nach der Vorstellung soupierten wir im «Sacher». Ich trank viel Champagner und war bester Laune.

Erzherzog Ludwig Victor kam an unseren Tisch. Er gehört zu meinen Verehrern und betet mich an. Auch ich kann ihn gut leiden. Er ist charmant, witzig, auf amüsante Weise boshaft und weiß stets den neuesten Tratsch.

An diesem Abend machte er mir wieder auf recht unverfrorene Weise den Hof. Philipp war wütend, schwieg aber. Um dem Bruder des Kaisers den Mund zu verbieten, ist er viel zu feige.

Der Leutnant hat sich vervielfacht. Es gibt ihn nicht nur im Prater und in der Oper, sondern in ganz Wien. Er steht am Graben, wenn ich mit Dora bei Braun Besorgungen mache, er läuft den Kohlmarkt entlang, wenn ich mit der Gräfin Fugger beim «Demel» ein Eis esse, er spaziert die Seilerstätte hinunter, wenn ich aus dem Palais fahre. Er kennt meine Lebensgewohnheiten besser als ich.

Armer Leutnant, er wird mich bald vermissen. Am Montag reise ich zu meiner Schwester nach Abbazia.

Januar 1896, in der Eisenbahn. Ich frage mich, ob ich Stephanie wirklich liebe oder ob uns nur anerzogene verwandtschaftliche Gefühle verbinden.

Äußerlich ähneln wir uns sehr. Stephanie ist zwar sechs Jahre jünger, aber das sieht man ihr nicht an. Sonst sind wir grundver-

schieden. Sie glaubt alles, was man uns beigebracht hat über Standesbewußtsein, Ehre, Moral und Etikette. Sie glaubt treu und fest, was ich längst anzweifle. Sie nimmt ernst, worüber ich nur noch lache. Manchmal rührt mich diese Simplität, aber oft reizt sie mich entsetzlich.

Ich bin ihre Vertraute. Sie hat keine Geheimnisse vor mir. Jedenfalls schwört sie mir das. Ich dagegen habe tausend Geheimnisse, von denen ich ihr keines anvertraue.

Nie habe ich ihr gestanden, daß mich mit Kronprinz Rudolf eine intime Freundschaft verband, ehe er Stephanie heiratete. Rudolf und ich waren beide siebzehn, als wir uns begegneten und sofort ineinander verliebten.

Ich war damals schon über ein Jahr verheiratet. Philipp ist vierzehn Jahre älter als ich. Ich verabscheute ihn vom ersten Tag an – genauer: von der ersten Nacht an –, fand ihn abstoßend, lüstern und berechnend, während Rudolf schön, charmant und liebenswert war.

Rudolf dachte dasselbe von mir, denn es war kein Zufall, daß er schließlich Stephanie heiratete. Ich hatte ihm eines Tages gesagt: «Wenn du wirklich jemanden willst, der mir ähnelt, geh nach Brüssel und sieh dir meine kleine Schwester an!»

Natürlich habe ich Stephanie erst recht verschwiegen, daß unsere Beziehungen nie völlig aufhörten.

Ich denke besonders an die Zeit, als uns das Kronprinzenpaar in Ungarn besuchte. Die ahnungslose Stephanie durfte nicht reiten, der Arzt hatte es ihr verboten. Der keineswegs so ahnungslose Philipp mußte den perfekten Gastgeber spielen und ihr Gesellschaft leisten.

In jenen Tagen gelang es Rudolf und mir ein paar Mal, unser Gefolge von Reitknechten und Jägern abzuschütteln. Dann flüchteten wir in einen kleinen Heuschober. Wir waren längst nicht mehr ineinander verliebt, aber wir hatten Spaß. Nicht nur an uns, sondern auch am Betrug. Es erfüllte mich mit wahrer Wollust, etwas zu tun, was Philipp nicht recht sein konnte, und Rudolf ging es mit Stephanie genauso.

Ich denke auch an die Wochen auf Lacroma.

Franz Josephs Bruder Maximilian hatte sich vor Jahren in die

kleine Insel verliebt und das halb verfallene Kloster San Marco für sich und Tante Charlotte ausbauen lassen. Wenn Maximilian nicht vom Ehrgeiz zerfressen gewesen wäre, könnte er noch heute glücklich mit seiner Frau in Lacroma leben, weit genug weg von Wien, um sich nicht über den Bruder ärgern zu müssen. Aber er mußte ja auch unbedingt Kaiser werden! Ausgerechnet bei den Indianern in Mexiko, die ihn partout nicht wollten und prompt umbrachten! Meiner armen Tante Charlotte hat das Abenteuer den Verstand gekostet. Sie ist wahnsinnig darüber geworden. Rudolf liebte und bewunderte Onkel Maximilian, weil der sich mit seinen Plänen gegen Franz Joseph durchsetzen konnte, was Rudolf nie gelungen ist. Jahre nachdem Maximilian in Queretaro erschossen worden war, kaufte der Kronprinz die Insel. Nach Rudolfs Selbstmord überließ Franz Joseph sie den Dominikanern, die das Schlößchen wieder in ein Kloster verwandelten.

In Wien war man «über die Gesundheit des Kronprinzen beunruhigt». Wenn diese Ausrede herhalten mußte, hatte es meist Ärger zwischen dem Kaiser und ihm gegeben. Entweder hatte Rudolf einen seiner unvorsichtigen Artikel in den Zeitungen lanciert oder eine neue skandalöse Liebschaft begonnen. Dann wurde er stets auf Reisen geschickt.

Diesmal bestieg er mit Stephanie in Triest die Jacht *Miramar* und kreuzte in der Adria. Als sie in Lacroma an Land gingen, erkrankte Stephanie.

Auf Wunsch ihres Leibarztes wurde ein Spezialist aus Wien gerufen, und ich, die besorgte Schwester, eilte an ihr Lager.

Sie hatte hohes Fieber und durfte nur kurze Besuche empfangen. So waren Rudolf und ich viel allein. Aber wir waren beide keine siebzehn mehr, sondern achtundzwanzig.

Vielleicht bedrückte uns die Romantik des alten Klostergemäuers oder der schwere Duft der fast tropischen Blütenpracht. Jedenfalls überfiel uns häufig tiefe Melancholie.

Rudolf verfluchte sein verpfushtes Leben, seine ungeliebte Frau, die nicht mal imstande war, ihm einen Thronerben zu schenken, und seinen starrköpfigen Vater, der allem Anschein nach zu regieren gedachte, bis Rudolfs beste Jahre vorbei sein würden.

Von solcher Schwermut angesteckt, beklagte auch ich mein Leben und meine unglückliche Ehe. Aber Rudolf hatte kein Verständnis für mich. Die Jahre hatten ihn mehr und mehr zum Egoisten gemacht. Er dachte nur noch an sich selbst, haderte mit dem eigenen Schicksal und hielt nur sich für beklagenswert.

Manchmal schlug seine Stimmung plötzlich um, und der alte Leichtsinn war wieder da, aber mit einem seltsam hektischen Unterton. Dann fürchtete ich mich regelrecht vor ihm und war schließlich erleichtert, als Stephanies Gesundheit mir erlaubte, nach Wien zurückzukehren.

Was mag Stephanie empfunden haben, als Rudolf sich und diese levantinische Schlampe, die Vetsera, in Mayerling umbrachte? Er nahm seine letzte Geliebte mit in den Tod und zeigte so der ganzen Welt, daß er sich nichts aus meiner Schwester machte. Es war eine abgrundtiefe Beleidigung für sie. Ich glaube fast, er hatte es darauf angelegt, Stephanie weh zu tun.

Ich erinnere mich an ein großes Diner bei uns im Palais Coburg, nicht lange vor seinem Tod. Rudolf saß zu meiner Rechten und Stephanie mir gegenüber, glücklicherweise durch die Tischdekoration ein wenig abgeschirmt.

Rudolf hatte seine Frau ein paar Sekunden gedankenverloren angestarrt. Plötzlich zog er eine goldene Zigarettendose aus der Tasche, öffnete sie und hielt sie mir hin. Im Deckel sah ich eine Fotografie der Vetsera.

«Wie gefällt sie dir?» fragte er, ohne die Stimme im geringsten zu dämpfen. «Ist sie nicht schön?»

Es war eine beispiellose Taktlosigkeit. Ich war entsetzt.

«Sie ist sehr schön . . . die Dose», entgegnete ich und sah schnell zu meiner Schwester hinüber, die harmlos mit Philipp plauderte.

Damals verspürte ich zum ersten und wohl auch einzigen Mal Mitleid mit Stephanie.

29. Jänner 1896. War nach längerer Zeit wieder bei Fanny. Nicht sehr erhebend. Als ich ihr das billige Korsett aufschnürte, hab ich mir die kostbaren Dessous der Prinzessin vorzustellen versucht. Am liebsten wär ich wieder gegangen. Aber sie hat mich natürlich doch rumgekriegt. Im Bett ist sie in Ordnung, das Luder. Sonst von Mal zu Mal unerträglicher. Wenn sie den Mund aufmacht, könnt ich schreien. Diese Art Weiber sollten stumm sein und die Betten nie verlassen dürfen.

Zog mich gleich wieder an.

«Hat's dir net g'fallen? War ich vielleicht net liab g'nug?»

Es hat mir gefallen. Weil ich die ganze Zeit an die andere gedacht hab. Aber das konnte ich ihr schlecht sagen.

«Hast eine Neue?»

Schön wär's! Aber ich bin noch keinen Schritt weiter. Ich grüße. Sie grüßt zurück. Mehr nicht.

Halt! Richtig überlegt, bin ich doch schon ein Stück weiter. Ich will nicht Geza heißen, wenn die Art, wie sie zurückgrüßt, nicht bedeuten soll: Nur immer voran so, Herr Oberleutnant! Nicht nachlassen! Nicht aufgeben! Rom wurde auch nicht in einem Tag erbaut!

Himmel, was für eine Frau!

Sie ist das aufregendste und schönste Weib, das ich je gesehen hab. Ganz Wien liegt ihr zu Füßen.

Zum Glück war's deshalb auch kein Problem, rauszukriegen, wer sie ist. Man mußte schon wie ich aus der ödesten Provinz kommen, um sie nicht zu kennen. Es heißt, niemand aus der ganzen Hofgesellschaft gibt annähernd so viel Geld für Garderobe aus wie meine Angebetete, und da sie ihre Kleider zu tragen versteht, sollen die Erzherzoginnen und Prinzessinnen nicht besonders gut auf sie zu sprechen sein. Ganz im Gegensatz zu den Erzherzögen und Prinzen!

Da bin ich gleich beim wichtigsten: Ich hab' aus zuverlässiger Quelle erfahren, daß Ihrer Königlichen Hoheit nicht das geringste Standesbewußtsein im Weg steht, wenn sie sich amüsieren will. Eine gute Nachricht! Es soll mehrere junge Kameraden aus der Suite ihres Gemahls, des k. und k. Feldmarschalleutnants Prinz Philipp von

Coburg, geben, die das Vergnügen hatten, es persönlich feststellen zu dürfen.

Jetzt bin ich natürlich erst recht scharf auf sie.

Die Tochter Leopolds II., ein echtes Königskind! Das wär doch mal was anderes als geldgierige Huren oder stupide Hausmeisters-töchter. Die können ausschauen, wie sie wollen, Ackergaul bleibt Ackergaul.

Ich muß rauskriegen, wo sie steckt. Seit einer Woche ist sie verschwunden. Ich reite wie blöd bei einer Mordskälte kreuz und quer durch den Prater, aber meine Prinzessin ist verschollen.

30. Jänner. Klirrender Frost. Trotzdem treibe ich mich drei Stunden in der Seilerstätte rum. Ohne Erfolg.

Halb erstarrt geh ich ins Kaffeehaus in der Johannesgasse. Ich blättere übellaunig in der *Presse* und lese ganz zufällig: «Ihre Königliche Hoheit Prinzessin Louise von Coburg hat sich mit ihrer Tochter Dora nach Abbazia begeben. Sie wird dort Ihre Kaiserliche Hoheit Kronprinzessin-Witwe Stephanie besuchen, die seit längerem in Abbazia weilt.»

Im selben Moment weiß ich, daß ich ebenfalls nach Abbazia fahren werde.

Abends. Ich muß meine Kriegskasse auffüllen, bevor ich reise. Sonst komm ich nicht bis Wiener Neustadt. Meine finanzielle Situation ist derzeit leider wieder äußerst desolat.